

Barbara von Wulffen

Zeit des Wüstenchamäleons

Mit den steigenden Jahren wächst in uns allen das ungute Bedürfnis, den Zustand der Gegenwart zu beschimpfen. Banale Alterserscheinung? Ressentiment? Klarsicht?

Was Adam und Eva gesagt haben, als Kain den Abel erschlug, ist nicht überliefert. Es wäre verlockend, sich in ihre Lage als Eltern zu versetzen und ein „Kain, was fällt dir denn ein?“ zu erwägen. Auf die eigene bessere Vergangenheit hätten sie sich dabei allerdings kaum berufen können, erste Sünder der Schöpfung die sie waren – diese Erbsünder!

Jedenfalls haben schon die frühen Babylonier, was uns beruhigen könnte, den Sittenverfall der Jugend beklagt, von Griechen oder Römern nicht zu reden. Dabei hatte der Zeitpfeil noch gar nicht ihrer aller Alltage so scharf durchbohrt, wie es uns derart selbstverständlich geworden ist, daß wir im Sog der Zukunft die Gegenwart und Vergangenheit allzu leicht aus den Augen verlieren.

Ein Bewußtsein vom Ablauf der Jahrhunderte gab es in der Antike nicht so recht. Man konnte zwar, wenn man unbedingt wollte, in Griechenland von der ersten Olympiade her („776 vor Christus“ sagen wir nachträglich), oder in Rom „ab urbe condita“, von der Gründung der Stadt her („752/3 vor Christus“) die jeweilige Gegenwart einordnen. Aber das wollten seltsamerweise damals die Leute gar nicht (seltsam nur für uns), ausgenommen wenige Wissenschaftler oder Priester. Der Mann auf der Straße kam tadellos ohne derlei aus. Man hielt es mit Herodot, dem Erfinder der Geschichtsschreibung, und achtete auf vergangene oder gegenwärtige Zeitgenossenschaft, ging also historisch vor: Sechs Jahre nach dem Tod des Dareios hat unter Xerxes der Perserkrieg begonnen. Oder: zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war, ging ein Gebot der Schätzung (census) vom Kaiser Augustus aus. Oder: im 15. Jahr des Kaisers Tiberius begann ein gewisser Johannes am Jordan zu taufen. „Objektive“ Jahres-

zahlen im Sinne eines Zeitalters, einer festen Ära, interessierten offenbar kaum jemanden, obwohl Rom den Abschluß seines achten Jahrhunderts „47 nach Christus“ sogar exakt feierte, ebenso sein Millennium „248 nach Christus“.

Man lebte in wechselnden Gegenwart, in dahinfließenden Jetztphasen und nebeneinanderstehenden Kreisen zwischen Geburt und Tod, zwischen Jugend und Alter. Das muß die auch uns so vertrauten Klagen über schlechte Gegenwart und die Sehnsucht nach goldeneren Zeitaltern wohl irgendwie anders bestimmt haben, sie anders fühlbar werden lassen für den Einzelnen.

Wir hingegen, ob als Glaubende oder als Nichtglaubende gleichermaßen von der Bibel geprägt, schreiten voran zwischen Paradies und Apokalypse. Jeder schleppt insgeheim die Vorstellung vom näher-rückenden Weltuntergang mit sich. Seit etlichen Jahrzehnten wird diese Vorstellung sogar physikalisch noch bekräftigt durch die verfluchte Lehre vom angeblich unaufhaltsam nahenden Wärmetod unseres Planeten: verbraucht werde er irgendwann sein, verschlissen alles und jedes und ein Ende jener zauberhaften Unterschiede und Unterscheidungen, die das Leben ausmachen, sei unvermeidlich; nichts werde bleiben als rote Sandwüste, graue Aschewolken, die Ordnung des toten Einerlei: Tohuwabohu wie einst, zu unvordenklichen Zeiten, noch bevor Fische als Lurche an Land krochen, stehe bevor. Die Physiker nennen dies „Zunahme der Entropie“, was ungemein seriös klingt. Das Bild des Endes der Zeiten, wenn ein siebenköpfiger feuerroter Drache ein Drittel der Sterne vom Himmel fegen und auf die Erde werfen werde, hat sich also in unserer säkularisierten Epoche, die beinahe nur noch vom Menschen geprägt scheint, bloß verändert zu apokalyptischen Visionen finaler Umweltzerstörung. Die Erbsünde, vorübergehend für aufgeklärt und abgeschafft gehalten, kehrt also hinter ökologischer Maske zurück. Daß diese beiden Modelle einander widersprechen, scheint den modernen Propheten wenig auszumachen, zumal sie von Drache, Posaunenengel und Weltenrichter wenig halten. Zwar sind heutige Kinderzimmer von Monstren bevölkert, aber apokalyptische Reiter und letztes Gericht gelten als Aberglaube oder elterliche Projektionen eines schwachen Ego. Fragt sich allenfalls, ob das so redende, recht anmaßende Ego nicht weit schwächer ist.

Doch wie eine tröstliche Zugabe wächst zugleich mit der Sorge ein dankbares Entzücken über all diese Schönheit rundum, sogar noch